

Unverkäufliche Leseprobe



Wolfgang Reinhard (Hg.)

Sakrale Texte

Hermeneutik und Lebenspraxis in den
Schriftkulturen

381 Seiten, Paperback

ISBN: 978-3-406-58487-9

Einleitung: Textkultur und Lebenspraxis

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

I

«Die Suche nach ›Sinn‹ ist ein evolutionärer Unfall, der der Gattung *Homo sapiens* irgendwann zugestoßen ist.»¹ Aber die Gattung machte die Sinnsuche im Laufe der Zeit weltweit zu einer Haupt- und Staatsaktion. Insofern handelt es sich um globale Kulturgeschichte der Menschheit. Dabei dürfte aber nicht nur der Sinn, den sie jeweils zu finden meinten, das mentale Verhalten der Menschen und ihrer verschiedenen Gruppen geprägt haben. Denn mindestens ebenso prägend waren wohl auch die verschiedenen Wege, die sie im Laufe der Geschichte einschlugen, um sich Zugang zu diesem Sinn zu verschaffen. Weil es aber kulturell unterschiedliche Wege der Sinnsuche gibt, handelt es sich hier um Kulturen vergleichende Globalgeschichte.

Die diesen Forschungen zugrunde liegenden Überlegungen wurden zuerst an der europäischen Geschichte und der Geschichte der europäischen Expansion entwickelt. Außerdem sind alle Autorinnen und Autoren Europäer, auch wenn sie hoffen dürfen, dass ihr unvermeidlicher Eurozentrismus reflexiven und damit aufgeklärten Charakter hat. Aus beiden Gründen ist es aber ebenso unvermeidlich wie legitim, auch hier wieder einmal von Europa auszugehen.

Aber nicht nur in der europäischen Kultur findet sich Sinn geradezu definitionsgemäß in Texten. Das muss freilich nicht so sein, denn Sinn kann auch in bildlichen und performativen Symbolen enthalten sein. Sowohl binnenkulturell als im Kulturvergleich ist also das Verhältnis von Bild und Text von zentraler Bedeutung. Es könnte sogar sein, dass derzeit im Zuge eines *iconic turn* Bilder weltweit die Oberhand über Texte gewinnen, auch für die Sinngebung.² Unsere Entscheidung für die Beschränkung auf Texte ist insofern historisch orientiert.

Der jahrtausendelange Umgang mit Texten von zentraler Bedeutung für die europäische Kultur, nämlich der Bibel und dem Textcorpus, das die klassische Antike hinterlassen hat, prägte die Europäer mental und brachte intellektuell wie praktisch hochbedeutsame Verhaltensmuster hervor.³ Die Europäer wurden dabei zu erstklassigen Fremdsprachenphilologen und steigerten sich durch die ständige Notwendigkeit, Texte aus fremden Mutterkulturen in ihren eigenen kulturellen Horizont zu übertragen – nicht zuletzt wegen der Notwendigkeit, die sperrige jüdische Bibel durch Auslegung in das christliche Alte Testament zu verwandeln – zu dem Anspruch, andere besser zu verstehen als diese sich selber. Dass Fremdverstehen nichtsdestoweniger oft genug auf Missverstehen hinauslaufen musste,⁴ änderte nichts an der historischen Wirksamkeit des europäischen Anspruchs. Denn die Europäer wurden fähig, fremde Völker nicht nur militärisch, sondern auch mental zu überwältigen und ihnen dabei Bestandteile europäischer Kultur aufzuprägen. Dazu gehörte auch die Entstehung der europäischen Wissenschaften von fremden Völkern und Kulturen. Binneneuropäisch entwickelte sich daraus eine hoch differenzierte und allgegenwärtige Auslegungskunst, die auf so unterschiedlichen Feldern wie der Theologie und Philosophie, der spezifisch abendländischen Rechtskultur, der Psychoanalyse und dem Sprachunterricht in den Schulen Verhalten prägend anzutreffen ist. Auf der anderen Seite erwies sich die ständige Spannung zwischen zwei wenig kohärenten Textcorpora, dem jüdisch-christlichen und dem griechisch-römischen, als wesentlicher Impuls für die Kreativität der europäischen Kultur.

Nun besitzen bekanntlich auch das Judentum, der Islam und der Buddhismus, Indien, China und Japan normative Texte von zentraler Bedeutung. Auch dort hat die ständige Notwendigkeit für die Eliten, mit ihnen umzugehen, einen ausschlaggebenden Einfluss auf das mentale und praktische Verhalten ausgeübt, allerdings wahrscheinlich auf anderen Wegen als im Abendland und mit anderen Ergebnissen. Das beginnt bereits mit ihrem Stellenwert im kulturellen Kontext, ob es sich nämlich um heilige,⁵ um kanonische oder um klassische Texte handelt. Denn damit hängt nicht nur ihr Inhalt, sondern auch der Charakter ihrer Auslegung und der Status ihrer Ausleger zusammen. Die planmäßig vergleichende Gegenüberstellung dieses Sachverhalts in verschiedenen Kulturen ist deshalb nicht nur geeignet, mittels einer neuen «Zentralperspektive» neues Licht auf die intrakulturellen

Eigentümlichkeiten der sieben Religionen bzw. Kulturen zu werfen. Darüber hinaus vermag sie durch Fokussierung auf den unterschiedlichen Umgang mit Alterität die interkulturellen Beziehungen und schließlich sogar transkulturelle Sachverhalte zu erhellen.

Denn normative Zentraltex te können vorwiegend «einheimischen» Charakter haben wie die jüdische Bibel, die Veden und das Corpus der konfuzianischen Schriften oder großenteils «fremden» Ursprungs und übersetzungsbedürftig sein wie die Bibel der Christen und buddhistische Texte in China und Japan. Demgemäß können sich die Verfahren zur Bewältigung kultureller Alterität zwischen der Weigerung, Alterität überhaupt wahrzunehmen, und der Aneignung von Alterität mittels hermeneutischer Kunstgriffe bewegen. Durch den neuartigen Rekurs auf den intrakulturellen Sachverhalt des Umgangs mit normativen Texten als Grundlage des entsprechenden Verhaltens lassen sich also spezifische interkulturelle Beziehungen besser erklären. Transkulturell ist dabei das Problem, ob Alterität überall Bedeutung für die Konstitution der eigenen Identität zugewiesen wird, oder ob es sich nur um eine Obsession einer alteritätsfixierten westlichen Kultur handelt.

Transkulturell ist auch die Frage, ob es eine universale Hermeneutik gibt, oder ob auch diese ein westliches Phänomen ist, für das sich anderswo keine eindeutigen Parallelen finden, oder ob verschiedene Kulturen verschiedene Hermeneutiken und entsprechende Praktiken ausgebildet haben, die zum Teil übereinstimmen, zum Teil divergieren. Übereinstimmungen könnten dabei bestimmte kulturelle Zusammenhänge abbilden, etwa solche zwischen Monotheismen oder zwischen Buddhismen oder zwischen China und Japan.⁶

Allerdings stößt der Versuch eines so groß bemessenen Kulturvergleichs sofort auf Schwierigkeiten bei der Definition der Vergleichsgegenstände. Selbstverständlich betrachten wir Kultur nicht mehr als geschlossenes stabiles System, das seine Angehörigen total determinieren würde. Kulturen sind nicht nur in wechselndem Umfang durch Interaktion mit anderen bestimmt, sondern enthalten auch in sich Alternativen und sind nicht zuletzt aus diesem Grunde im Wandel begriffen. Kultur lässt sich sogar als Prozess ständigen Aushandelns mit einem hohen Maß individueller Wahlfreiheit verstehen. Allerdings könnte diese Anwendung der allgegenwärtigen *rational choice-theory* auf die Kulturgeschichte zu weit gehen, denn es lässt sich kaum bestreiten, dass Kulturen einen Identität stiftenden harten

Kern aufzuweisen haben, in dem nicht zuletzt jene zentralen Texte anzutreffen sind, von denen hier die Rede ist.

In diesem eingeschränkten Sinne blieben die verschiedenen Kulturen in der sogenannten Vormoderne bis zum 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ungeachtet bisweilen massiver Interaktion dennoch wenigstens soweit voneinander getrennt, dass ein einigermaßen gleich gewichteter Vergleich möglich erscheint. Selbst das Judentum hat bis dahin neben der dominierenden christlichen Mehrheit, mit der es zusammenlebte, eine beträchtliche kulturelle Autonomie behauptet. Dann aber setzt infolge der europäischen Expansion einerseits, der Judenemanzipation andererseits ein vielfältiger kultureller Wandel von wachsender Intensität ein; das Zeitalter der verschiedenen Modernen beginnt. Vergleiche stoßen jetzt neben getrennten kulturellen Konfigurationen immer häufiger auf verschiedene Weisen wechselseitiger Aneignung. Doch wenn der Vergleich dadurch schwieriger werden sollte, dann wird er damit auch umso lohnender für die Gegenwart! Denn wohin man gelangen kann, hängt davon ab, woher man kommt.

Dass derartige Forschungen nicht von einer Person und in einem Anlauf zu bewältigen sind, versteht sich von selbst. Max Webers Soziologie der Weltreligionen kann insofern nicht nur als Vorbild, sondern ebenso zur Abschreckung dienen. Bereits der auf unseren eigenen Kulturraum begrenzte Versuch nachzuweisen, wie die eine spezifische Kunst des Verstehens alle Felder abendländischer Kultur besetzt, übersteigt streng genommen die Kompetenz eines Einzelnen. Für andere Kulturräume mag Ähnliches gelten; nicht selten kommt dort aber die zusätzliche Schwierigkeit eines unzulänglichen Forschungsstandes hinzu.

III

Gabrielle Oberhänsli-Widmer (Freiburg) behandelt in ihrem Beitrag *Eine Halacha des Mose vom Sinai* Auslegungskultur als Lebensweg im talmudischen Judentum. Den Umstand, dass dem Judentum nach der Zerstörung des Zweiten Tempels einzig die Thora als Identifikationsmoment geblieben ist, hat Heinrich Heine pointiert in die bekannte Metapher des «portablen Heimatlandes» gefasst. Weniger bekannt ist dagegen der lange Weg von der Thora zur Halacha, zum jüdischen Religionsgesetz. Grundlage dieser Entwicklung ist das Verhältnis der beiden Offenbarungsschriften des Judentums: der schriftlichen Thora, der Hebräischen Bibel einerseits, sowie der zeitlich viel späteren mündlichen Thora in Form der spätantik-talmudischen Texte andererseits. Verknüpft sind diese beiden heiligen Textkorpora durch ein Raster bestimmter Auslegungsregeln, die auf den ersten Blick als strenge Buchstabenfokussierung erscheinen, bei näherer Betrachtung aber einen ungeahnt weiten Spielraum für neues und selbst für fremdes Gedankengut zulassen, sodass beispielsweise durchaus hellenistisches Denken talmudisch eingekleidet und mit alttestamentlichen Schriftbeweisen weitergegeben werden konnte. Das Klischee einer orthopraktischen Religion würde nun vielleicht vermuten lassen, dass gerade im Judentum Textkultur und Lebenspraxis zu beinahe deckungsgleichen Größen werden. Doch illustrieren u. a. die archäologischen Befunde spätantiker Synagogenkunst trefflich, dass

sich die jüdische Lebenspraxis bei weitem nicht immer an den normativen Vorstellungen orientiert hat. Eine Analyse metasprachlicher Texte führt klar vor Augen, wie die talmudischen Weisen sowohl die Grenzen als auch die Freiheiten ihrer Methode kritisch und humorvoll zugleich reflektiert haben.

Wolfgang Reinhard (Freiburg/Erfurt) hat die aktuelle Lebenspraxis des Abendlandes im Allgemeinen und Deutschlands im Besonderen im Auge, wenn er sich für die These stark macht, dass die Textauslegung hier eine so große Bedeutung angenommen hat, dass man dem Abendland geradezu eine «hermeneutische Lebensform» zuschreiben könne. Der geschichtliche Grund ist darin zu suchen, dass die Bibel und die antike Literatur als zentrale Texte der europäischen Kultur in fremder Sprache vorlagen und fremden Kulturen entstammten, so dass sie ständig in unsere Sprache und Kultur übersetzt werden müssen. In diesem Sinn haben Theologen, Philosophen und Philologen von der Antike bis in die Gegenwart an der Verfeinerung der «Hermeneutik» genannten Auslegungsverfahren gearbeitet. Im 18. Jahrhundert stellten sie fest, dass es sich auf den verschiedenen Feldern Theologie, Philosophie, Literatur, Recht und Historie um dieselbe Methode handle, die nunmehr als philosophische Disziplin weiterentwickelt wurde. Daraus ergab sich schließlich der Übergang von der philosophischen Hermeneutik zu einer hermeneutischen Philosophie. Der Mensch war hinfort nicht mehr nur einer, der hermeneutisch denkt, sondern einer, der dadurch konstituiert ist, dass er sich selbst auslegt, seinem Dasein durch Selbstausslegung Sinn gibt. Da seit der «kulturalistischen Wende» des Denkens Sprache und Symbole eine zentrale Rolle spielen, ist hermeneutische Philosophie zur maßgebenden Weltanschauung der Gegenwart aufgerückt. Dieser Sachverhalt, seine lebenspraktische Bedeutung, aber auch seine Problematik ist an Theologie und Recht ebenso zu demonstrieren wie am Umgang mit literarischen Texten und historischen Quellen, vor allem aber mit anderen Kulturen. Er hat zu einem exzessiven Bedürfnis nach Erklärung menschlichen Handelns geführt, die im psychoanalytischen Verstehen einerseits, in der ökonomischen Interpretation der Lebenswirklichkeit andererseits kulminiert. Traditionell kulminierte die hermeneutische Lebensform aber im deutschen Bildungswesen und der damit verbundenen «deutschen Idee der Wahrheit». Dadurch wird sie stabilisiert und weitergegeben. Selbst durchaus erfolgreiche Versuche einer «Kritik der

hermeneutischen Vernunft» müssen sich hermeneutischer Verfahren bedienen.

Birgit Schäbler (Erfurt) betrachtet die «heilige Schrift» des Islam «als Text und Praxis», d. h. als zentrales Element einer «exegetischen Kultur» und als Teil der Alltagspraxis der Volkskultur. Diese ist zu trennen von der politischen Kultur der islamistischen Bewegungen, der die Alltagspraxis mit ihrer Konzentration auf die mündliche Rezitation des Korans und ihren magischen Bräuchen ein Dorn im Auge ist. (Nicht nur) am Beispiel des heutzutage in islamistischen Kreisen vielzitierten Schura-Prinzips, also der gegenseitigen Beratung der Muslime, die in drei Suren des Korans vorkommt, und das heute gegen die parlamentarische Demokratie ins Feld geführt wird, zeigt sie den Wandel der Exegese über die Zeit, jedoch auch die «Besessenheit» von der Exegese. Sowohl die modernistischen Reformer des 19. Jahrhunderts, die den Islam kompatibel machen wollten mit der kolonialen Moderne, der sie sich ausgeliefert sahen, als auch die radikalen Vordenker der neuen Bewegungen des 20. Jahrhunderts, die die Moderne «islamisieren» wollen, rekurrten für ihr politisches Programm auf die Hermeneutik, also auf eine jeweils neue und andere, auch die islamische Frühzeit zum Vorbild nehmende Exegese von Koran und Sunna. Der Islam kann im Augenblick nur unter Rekurs auf die zentralen Schriften diskutiert werden. Doch ergeben sich innerhalb dieses Diskurses interessante neue Entwicklungen, in denen gerade die enge Verquickung von Text und Praxis des Korans als Ausgangspunkt eines neuen Paradigmas in der Koranforschung genommen wird, mit dem sich die sowohl islamistischen als auch islamwissenschaftlichen Engführungen der Konzentration auf den Text erweitern ließen. Doch bereits der «eine Text» wird von verschiedenen Gruppen unterschiedlich angeeignet. Es gilt auch heute, was schon der vierte rechtgeleitete Kalif befand: Der Koran spricht nicht. Er braucht Übersetzer. Die «eine Bedeutung» gibt es nicht.

Oskar von Hinüber (Freiburg) sucht zunächst nach *Verwischten Spuren*, denn er will versuchen herauszufinden, ob und wie weit die altindischen normativen Texte des Hinduismus und des Buddhismus im damaligen täglichen Leben verwendet worden sind oder auf die Lebenspraxis eingewirkt haben. Aber dies lässt sich nur auf einem Umwege erkennen, da Quellen, die uns das tägliche Leben im alten Indien schildern ebenso fehlen wie, von sehr seltenen Ausnahmen abgesehen, auch eine alte Geschichtsschreibung. Allein besondere

Ausdrücke und Formulierungen, wie sie beispielsweise in den Rechtschriften oder Lehrtexten der Buddhisten üblich sind und sich in Inschriften und Dokumenten wiederfinden, lassen sich als Leitfossilien für entsprechende Einflüsse verwenden und damit den Gebrauch und die Bedeutung der hinter den jeweiligen Formulierungen liegenden Texte erkennen. Besonders geeignet sind in diesem Zusammenhang die Schenkungen der Maitraka-Könige an buddhistische Klöster in Gujarat im 6. bis 8. Jh., da die Brahmanen der Kanzleien nur widerwillig eine korrekte buddhistische Terminologie zu übernehmen scheinen.

Wenn man über Indien hinausblickt, kann man in buddhistischen Ländern wie Thailand erkennen, dass Aussagen sehr alter Texte bis in königliche Dekrete im zwanzigsten Jahrhundert als Handlungsbegründungen herangezogen werden. Ferner lassen sich besondere Formen einer vielleicht ungewöhnlichen Textkultur in Indien ausmachen, wenn zur Zeit der reinen Mündlichkeit (vor dem 3. Jh. v. Chr.) vedische Brahmanen und buddhistische Mönche als Träger der im Gedächtnis bewahrten Texte diese so unmittelbar zu einem Teil ihrer Lebenswirklichkeit werden lassen. Schließlich beginnt der Inhalt der Texte dann zurückzutreten, wenn diese in Bücherstiftungen gleichsam von ihrem Inhalt losgelöst verwendet werden. Die Kenntnis und Auslegung des Inhaltes stehen dann ganz im Hintergrund und dienen nicht mehr dem Versuch einer Gestaltung der Wirklichkeit. Es scheint vielmehr so, als ob sich gerade umgekehrt die Wirklichkeit in dieser Art des Gebrauchs der Texte ebenso bemächtigt wie der Zwang, die vedischen Texte aus dem 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. durch oft abenteuerliche Ausdeutung in einem Zustand ewiger Gegenwart zu halten. Die Lebenspraxis scheint sich hier den Text gleichsam zu unterwerfen und über jede Textkultur zu siegen.

Beispiele für diese Praxis bietet *Oskar von Hinüber* in seinem zweiten Beitrag, der von Indiens *Auseinandersetzung mit westlicher Technik* handelt. Im Zuge des Zusammenpralls mit der westlichen Kultur und Technik im 19./20. Jahrhundert wurde und wird von indischer Seite immer wieder der Anspruch erhoben, die technischen und intellektuellen Errungenschaften der Kolonialherren seien in Indien schon früher vorhanden gewesen. Diese Behauptung mag in einigen Fällen, etwa der Mathematik oder der Philologie, sogar zutreffen, ist aber schwer zu beweisen, weil es im Gegensatz zu China an einschlägiger Fachliteratur aus früheren Zeiten fehlt. Nur aus

Denkmälern und verstreuten unbeabsichtigten Hinweisen in religiösen und juristischen Texten lassen sich bisweilen Rückschlüsse ziehen. Ersatzweise haben Inder nun unter Rückgriff auf ihre traditionelle Textkultur durch für unsere Begriffe fremdartige und ziemlich gewalttätige Auslegung vedischer und alter philosophischer Texte den Nachweis geführt, dass es Flugmaschinen, Atomphysik und vieles andere mehr bereits im alten Indien gegeben hat. Man könnte dergleichen aus westlicher Sicht als unaufgeklärt auf sich beruhen lassen, wenn dieses Denken in Indien nicht zunehmend an politischer Bedeutung gewinnen würde.

Walter Slaje (Halle) gelangt in seinem Beitrag *Textkultur und Tötungspraxis* über zwei Weisen des Frauentötens im heutigen Indien zu ähnlichen Ergebnissen. Die in den Traktaten zum (sakral-säkularen) Recht (*dharmā*) Indiens schriftlich fixierten Normen suggerieren überzeitliche Verbindlichkeit, und werden aufgrund dessen meistens als statisch verkannt. Dabei gilt besonders der Brahmanenstand, dessen Angehörige die Verfasserschaft von annähernd zweitausend über Jahrtausende hinweg entstandenen Rechtsschriften verantworten, Indern wie europäischen Wissenschaftlern als unveränderliche Größe. Diese Fehlannahme verleitet dazu, neuzeitliche Phänomene anachronistisch in die vormodernen Texte als dort verbürgte hineinzulesen. Indische Rechtskompendien stellen demgegenüber aber das kodifizierte Resultat einer reflektierenden Begleitung gesellschaftlich gelebter Traditionen dar. Diese reflexiven Akte schlugen sich im Nachgang zur Beobachtung der Alltagswirklichkeit in zeitlich entsprechend versetzten Traktaten nieder. Zwei Beispiele (Mitgiftpraxis mit Todesfolge sowie die Lebendverbrennung von Witwen) können diese in zeitlichen Intervallen erfolgende Interaktion verdeutlichen und dabei auch zeigen, wie im 21. Jahrhundert erneut bzw. immer noch versucht wird, urtümliche, der modernen Rechtssprechung widersetzliche Denkmuster abbildende Bräuche durch Herleitung vom vormodernen Rechtsschrifttum zu legitimieren. Ideologisch von indo-zentristischen und anti-europäischen Nationalismen getragen, erfährt dieser Diskurs indirekte Unterstützung durch post-moderne Theorien sowie durch eine politisch korrekte mediale Ausblendung der misogyn motivierten Tötungsverbrechen an Frauen in Indien.

Hans van Ess (München) charakterisiert *Chinas Literatur als Zitatekosmos*. Die konfuzianische Tradition Chinas hat einen umfangreichen Kanon hervorgebracht, der seit dem zweiten vorchristlichen

Jahrhundert bis zum Sturz des chinesischen Kaiserreiches allgemeinverbindliches Curriculum für die Staatsprüfungen war, deren Bestehen den Angehörigen der chinesischen Elite den Eintritt ins Beamtenleben ermöglichte. Bestimmte Texte haben deshalb die chinesische Rhetorik geformt und sich zum Teil auch auf die Lebenspraxis weiter Bevölkerungsteile ausgewirkt. Die Kunst, durch das richtige Zitat zum Teil auch sehr originelle Neuerungen als altehrwürdigen Bestandteil der chinesischen Zivilisation auszugeben, ist aufgrund des Prüfungswesens zum vielleicht wichtigsten Charakteristikum literarischen und politischen Schaffens in China geworden. Aufgrund des Sturzes des chinesischen Kaiserreiches und der sich anschließenden ikonoklastischen Epoche sind die Einflüsse des Kanons auf die heutige Lebenspraxis jedoch nicht mehr leicht zu ermessen. Zwar gibt es einzelne Phänomene der chinesischen Lebenswelt, die auf den ersten Blick auf Texte scheinbar zurückzuführen sind, doch zeigt sich bei genauerem Hinschauen an vielen Stellen, dass sich die Realität wesentlich komplizierter verhält. Neben in Texten vorgeprägten Verhaltensweisen diagnostizierten europäische Beobachter zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts nämlich bei den Chinesen auch Charakterzüge, die den konfuzianischen Vorschriften diametral entgegengesetzt sind.

Für die von *Klaus Vollmer* (München) untersuchte Entwicklung einer Textkultur in Japan ist zunächst – ähnlich wie im Abendland – Alteritätserfahrung prägend. Denn sie verdankt ihre Entstehung der Begegnung mit einem umfangreichen Korpus chinesischer Werke. Auch die buddhistischen Lehren erreichen die Inselkette in Gestalt des chinesischen Kanons. So waren normative Texte in Japan grundsätzlich Übersetzungsbedürftig. Schon die frühesten, als normativ geltenden Schriften lassen erkennen, dass Sinn in einem Spannungsfeld erzeugt wird, das sich durch Bezugnahme auf diese kontinentalen Traditionen konstituiert. Dabei werden einzelne Elemente dieser Traditionen in den japanischen Texten auf unterschiedliche Weise miteinander kombiniert. Daraus entwickelt sich unter anderem eine hermeneutische Verfahrensweise, die «Japanisches» vor einem als «chinesisch» markierten Hintergrund auslegt. «Japanisches» erhält hier gerade durch das Gewicht der «chinesischen» Tradition Bedeutung. Der Reichtum japanischer Textkultur verdankt sich nicht zuletzt der vielfältig nebeneinander bestehenden Traditionen, die horizontal oft nur locker miteinander verknüpft sind – das *eine*, maß-

gebende Text(korpus) gibt es nicht. In der Frühen Neuzeit werden in einzelnen Denkschulen hermeneutische Praktiken dominant, die «Fremdes» als immer schon «Eigenes» auslegen. Textkultur und Lebenspraxis sind im vormodernen Japan auf vielfältige Weise miteinander verwoben. Anders als in der abendländischen Tradition gilt dabei insbesondere, dass eine komplexe Materialität, die Integration bildlicher Elemente und die sinnliche Erfahrbarkeit der Texte über die sprachlich vermittelte Bedeutung hinaus wesentlich zur Sinnstiftung beitragen.

IV

Selbstverständlich besteht der wissenschaftliche Ertrag des Bandes zunächst einmal darin, dass die Autorinnen und Autoren die Kulturen, als deren Kenner sie ausgewiesen sind, hier aus einem neuartigen Blickwinkel betrachten. Aber es bleibt nicht bei solchen, nur durch die gemeinsame Perspektive zusammengehaltenen Erkenntnissen zu sieben Kulturen. Es finden sich vielmehr darüber hinaus Zusammenhänge und Vergleichbarkeiten zwischen einzelnen Kulturen oder sogar über das ganze globale Feld, die umso bemerkenswerter sind, als sie keineswegs gezielt aufgesucht wurden, sondern sich dank der gemeinsamen Perspektive fast unbeabsichtigt und nebenbei ergaben. Umso höher fällt ihr Geltungsanspruch aus, vor allem wenn sich daraus neue vielversprechende Forschungsprogramme ergeben könnten.

Der Umgang des talmudischen Judentums mit der Thora und des sunnitischen Islam mit dem Koran und der Prophetenüberlieferung weist so erstaunliche Ähnlichkeiten auf, dass – natürlich überspitzt – formuliert werden konnte, sie nähmen sich fast wie zwei Konfessionen eines Glaubens aus. Wäre es nicht gerade heutzutage besonders lohnend, diesen Gedanken weiter zu verfolgen?